

Anhang 2: Der Witz am Witz. Anhang zu II, 2¹

Der Witz am Witz besteht darin, dass man niemals vorweg die Pointe verraten darf.

Da ich das hiermit gemacht habe und also bereits aufhören könnte, da ich aber andererseits noch die gesamte Redezeit vor mir habe, werde ich wohl oder übel auf einen konventionellen akademischen Vortrag zurückgreifen müssen. Hierzu muss ich aber eine Warnung vorwegschieken: Die allermeisten Analysen der Phänomene des Humors, des Komischen und des Witzes sind selbst – jenseits des vorgebrachten und analysierten Materials – weder besonders humorvoll noch komisch. Im Gegenteil: sie führen nicht selten eine gewisse Fadheit in ihr Material ein. Sie sind aber andererseits, wenn sie gelingen, witzig. So ist es also keineswegs garantiert, dass die folgenden Ausführungen den Unterhaltungswert dessen teilen, was sie verständlich zu machen bemüht sind. Vielleicht gelingt es mir aber zu erklären, warum die Analysen des Komischen selbst nicht komisch sind, und was den Witz dagegen so auszeichnet, dass er dort bestand haben kann, wo das Komische und der Humor sich bereits verabschiedet haben.

Entsprechend dieser Warnung werde ich den folgenden Weg mit dem wohl unoriginnellsten und drögsten Schritt beginnen, den man aus Vorträgen dieser Art gewohnt ist, nämlich einigen terminologischen Vorüberlegungen.

1) ETYMOLOGIE UND BEGRIFFSGESCHICHTE

Der Titel des Vortrags ‚Der Witz am Witz‘ deutet bereits auf eine Mehrdeutigkeit des Begriffs hin, um den es sich hier dreht. Wir können mindestens drei verschie-

1 ‚Der Witz am Witz‘ wurde zuerst am 10.6.2010 als Vortrag im Rahmen der ‚Residenzvorlesungen‘ in Würzburg gehalten. Er repräsentiert damit ein frühes Stadium der Reflexionen zum Komplex des Komischen in seiner Verbindung zur Artikulation von Welt. Ich habe ihn hier in seiner ursprünglichen Vortragsversion belassen.

dene Bedeutungen des Witzes unterscheiden: Die naheliegendste ist der Witz als literarische Kleinstform, als kurze Erzählung, die oft auch nur mündlich überliefert wird und mit einer Pointe schließt, deren Zweck die Hervorrufung von Lachen ist. Der inhaltlichen Bandbreite des Witzes ist hier keine Grenze gesetzt, von der gelehrten Anekdote bis zur kraftvollen Zote. Die zweite Bedeutung ist im Titel des Vortrags ausgesprochen: Wir sagen etwa, dieses oder jenes sei der Witz an einer Sache, und meinen damit dasjenige, was der genannten Sache erst ihr ureigenes Charakteristikum gibt, ihren individuellen Geschmack sozusagen.

Eine dritte Bedeutung ist für uns heute die wichtigste und wahrscheinlich auch die Grundlage der anderen. Mit „Witz“ wurde lange Zeit ein geistiges Vermögen bezeichnet, dessen hervorstechende Eigenschaft, gewissermaßen bereits: dessen Witz darin besteht, dass es Ähnlichkeiten aufzudecken in der Lage ist, und das dort, wo man zuvor keine gesehen hatte. So kennzeichnet Jean Paul den Witz, seinerseits in witziger Weise, in seiner *Vorschule der Ästhetik* (1804) als „verkleidete[n] Priester, der jedes Paar kopuliert“.² Und Kuno Fischer sekundiert dieser witzigen Charakteristik des Witzes, indem er ergänzt: „Er traut die Paare am liebsten, deren Verbindung die Verwandten nicht dulden wollen.“³

Es ist diese Bedeutung des Witzes, die ihm sowohl eine prominente Rolle in der Theorie und Praxis der Literatur und der Künste allgemein einbringt, wie sie auch sein Interesse für die Philosophie begründet. Es ist zugleich auch die ursprünglichste Bedeutung des Wortes „Witz“. In ihr trifft er sich mit seinen Äquivalenten im Englischen und Französischen, dem „wit“ und dem „esprit“. Gerade der letzte Begriff, der des „esprit“, des Geistes, ist aufschlussreich, ist in ihm doch die poetische Praxis des Geistreichen mit dem Intellekt schlechthin identifiziert. Aber auch der etymologische Ursprung des „Witzes“ spricht für sich: Der Witz teilt seine Wurzel mit dem lateinischen „videre“ und vor allem dem griechischen „idea“. Weit davon entfernt also, nur Fingerübung oder Ornamentik des Dichters zu sein, liegt in der Prähistorie des Witzes vielmehr der Gedanke von unmittelbarer Präsenz zu den Dingen einerseits – eine Präsenz, für die der Sehsinn immer paradigmatisch stand – und von höchster Erkenntnisleistung andererseits – man weiß, wie viel Mühen und manchmal auch Verrenkungen der platonische Aufstieg zu den Ideen dem Kopfletterer abfordert.

Aber diese Geschichte scheint in der Gegenwart des Begriffs keine Rolle mehr zu spielen. Ein Witz ist ein Witz ist ein Witz, ist man versucht zu sagen, und keine philosophische Deutelei wird aus einer doofen Zote eine hehre Lehre, aus einem leisen Witz einen Geistesblitz herauszaubern, ebenso wenig wie eine Kalauermasung ohne Schranken eine klarere Fassung der Gedanken ersetzt.

2 Jean Paul: *Vorschule der Ästhetik*. 173.

3 Kuno Fischer: *Über den Witz*. 48.

Gleichwohl ist jene Bedeutung die ursprünglichere, und der Leitgedanke des Vortrages wird sein, dass der Witz, verstanden als dieser Priester, der keinen Unterschied macht, welche Brautleute er dort traut, die Grundkraft einer jeden kreativen intellektuellen Leistung ist, sei es im Gebiet der Humoristik, der Kunst, der Wissenschaft oder der Philosophie.

2) ELEMENTELEHRE DES WITZES (PHÄNOMENOLOGIE)

Bevor wir uns aber gleich an die großen Fragen der Erkenntnis heranwagen, bleiben wir zunächst vielleicht einmal bei der vermeintlich einfachsten Bedeutung des Witzes, nämlich jener kurzen „witzigen“ Prosaform. Es bleiben ja noch über 40 Minuten, um ALLES zu erklären, ein Zeitraum, der einem ordentlichen Philosophen dazu allemal reicht. Wir wollen also zuerst den Witz als Prosaform (*joke*) betrachten, in der Hoffnung, daraus etwas über den Witz als Erkenntniskraft zu erfahren; der Witz, den eine Sache hat und der ihre Würze, ihre Eigenart, ihr „Wesen“ bezeichnet, bleibt dabei vorerst ein nur operativer Begriff.

Es wurde schon vielfach versucht, eine Art Phänomenologie des Witzes in der ersten Bedeutung zu liefern, also eine Aufklärung darüber, was einen Witz eben so ausmacht. Ich kann demnach auf eine Reihe von Ergebnissen zurückgreifen. Gleichwohl muss der Witz von Anfang an in seiner Kontinuität mit anderen Phänomenen des Komischen gesehen werden. Wenn man zwischen einem Witz einerseits und z.B. einem humoristischen Roman oder dem absurden, scheinbar ziellos schweifenden Humor der Monty Python nicht eine grundsätzliche Grenzscheide einziehen möchte, dann wird man auf solche Charakteristika verzichten müssen, die nur dem Witz zukommen. Eine solche strenge Trennung ist schon deswegen unwahrscheinlich, weil man dann auch ebenso viele qualitativ unterschiedene Arten des Lachens behaupten müsste, wofür wohl nicht viel spricht. Man wird allerdings aus dem einmal festgehaltenen Wesen des Komischen seine verschiedenen Ausformungen herleiten und erklären können müssen.

Abstrahiert man so von allen Eigenarten, die nur einzelnen Formen des Komischen zukommen, dann stößt man schließlich auf ein Kennzeichen, das zumindest im Ansatz in fast allen Theorien des Komischen, wenn auch unter wechselnden Namen, bereits gesehen wurde. Es ist die Tatsache, die man etwa als Widerspruch, als Enttäuschung einer Erwartung, als Inkongruenz und in ähnlichen Begriffen angesprochen findet. Allerdings ist den meisten, die hierüber geschrieben haben, der Umstand entgangen, dass das Verhältnis der einander widersprechenden Elemente kein einfaches oder immer gar eindeutig auflösbares ist. Ich erspare es mir daher, eine Geschichte der Komiktheorie vor Ihnen zu entfalten, und versuche gleich, die

meines Erachtens wesentlichen Elemente des Komischen zu benennen. Dass ich mich dabei in einigem auch auf Vorgänger stützen kann, versteht sich von selbst; daher werde ich es nicht eigens erwähnen, wo dies der Fall ist.

Ich sage also: *Jedes Phänomen des Komischen nimmt auf ein Gesetz, eine Ordnung Bezug, das bzw. die es überschreitet und gleichzeitig aufrechterhält.* Diese dialektische Beziehung zum Gesetz bleibt aber *implizit*; sie muss vom Rezipienten vollzogen werden. Damit er dies tun kann und sich nicht in einem Feld von möglichen Auslegungen verliert, inszeniert das Komische immer irgend eine Form von *Stereotypie*. Im Bereich des Witzes als *joke* sind die Stereotype meist einfachste, mit grobem Strich ausgeführte Charakterisierungen der Figuren, z.B. das Kind, die Mutter, der Vater, der Pfarrer, der Chef, der Beamte, der Ostfrieser etc. Geht der Witz in den Bereich der Anekdote über, dann sind es eben bekannte Eigenschaften der porträtierten Persönlichkeiten, die als Stereotyp erhalten. Außerdem erfüllen die Stereotype meist noch eine weitere Rolle, und dies nur scheinbar paradox: So typisch und damit unindividuell sie sind, so geben sie dem Witz doch eine gewisse *sinnliche Konkretion*. Diese sinnliche Konkretion ist jeder Form des Komischen wesentlich, wenn sie auch verschiedene Formen annehmen kann: Ist sie im Witz als *joke* meist in der Stereotypie der Situation und der Personen gegenwärtig, so tritt sie beim „existentielleren“ Witz als Konfrontation des hohen Ideals mit der niedrigen und oft auch albernern Realität auf, im Wortwitz durch die Konkretisierung des Abstrakten und schließlich im Kalauer durch die sinnliche Materialität der Worte selbst, die sich in den Vordergrund schiebt.

Nun sind diese Sätze zwar absolut selbsterklärend, ich füge aber dennoch ein paar Beispiele an:

Als erstes möchte ich eine Anekdote zitieren, die Helmuth Plessner in *Lachen und Weinen* (1941) anführt. Die Stereotypie ist hier bereits durch die Situation Prüfer – Prüfling gegeben, setzt sich aber im Gang der Erzählung noch in den Gegensatz des Protestantischen und Katholischen fort. Überschreitung der Ordnung und Konkretion der Situation wird außerdem von Plessner selbst schön herausgestellt, weshalb ich den Text einfach nur ablesen muss:

Ich hatte einen Kölner im Philosophicum über Kants kategorischen Imperativ zu prüfen. Mehr als mühsames Buchstabieren eingelernter Formeln war dem Mann nicht zu entlocken. Auf keine noch so allgemein gestellte Frage über Art, Sinn und Lebenshaltung dieser Ethik wusste er etwas zu sagen. Schließlich, um ihn auf die Dringlichkeit und Radikalität des Imperativs zu bringen: „Wie stehen denn Sie zu einer solchen Ethik rigoroser Pflichterfüllung?“ Antwort: „Och, ich bin eigentlich immer ganz gut damit gefahren.“ Das Überwältigende des Missverhältnisses tritt hier, unterstützt vom gemütlich-indifferenten Tonfall des Kölners, im bescheiden-selbstzufriedenen Ausdruck zu Tage, mit dem eine Ethik, die nichts schärfer abwehrt als den Gesichtspunkt des Erfolges, unter ihm akzeptiert wird. Und um das Maß vollzumachen, nicht etwa mit Haut und Haaren (wie es dem Rigoros-Kategorischen wenigstens

temperamentmäßig entspräche), sondern persönlich milde bilanzierend, als wäre Ethik eine Geschäftsmaxime, eine Zigarrenmarke oder ein Medikament.⁴

Als Beispiel eines Wortwitzes möchte ich hier eine Äußerung von unfreiwilliger Komik hersetzen, von der ich schon lange erwarte, dass sich ein Student einmal ihrer erbarmt und sie dem *Spiegel* für die Stilblütenrubrik „Hohlspiegel“ zusendet. Es handelt sich um ein Schild, das an der Buseinfahrt unter dem Hubland⁵ angebracht ist und das dem Fahrer von Privatautos signalisieren soll, dass dieser Bereich für ihn Tabu ist. Stattdessen steht dort aber: „Das Befahren von Unbefugten ist verboten!“ Nun ist es freilich beruhigend, dass in *diesem* Bereich Unbefugte nicht befahren werden, aber es lässt doch gewisse Skrupel aufkommen darüber, was offenbar *außerhalb* der kleinen Busparkbuch selbstverständlich ist. Hier ist das Stereotype durch die gesamte Situation gegeben, nämlich das amtliche Hinweisschild mit dem darin in typisch übersachlichem Beamtendeutsch ausgedrückten Verbot. Und es ist gerade die Tücke dieses zu sehr um Eindeutigkeit und Nüchternheit bemühten Deutsch, die einen merklichen Verstoß gegen die Regeln der Grammatik provoziert. Die sinnliche Konkretion ist einerseits durch das Setting selbst gegeben, andererseits und vor allem aber durch den Zusammenstoß der amtlichen Verlautbarung mit dem sich geradezu unwillkürlich aufdringenden Bild der befahrenen Unbefugten.

Ein besonders hintersinniges Beispiel ist schließlich der folgende Witz:

Ein Insasse in einem Irrenhaus schaut dem Gärtner eine ganze Zeit skeptisch dabei zu, wie dieser die Erdbeerbeete düngt. Nach einer Weile geht er auf ihn zu und fragt ihn: „Was gibst Du denn da auf die Erdbeerbeete?“ Der Gärtner antwortet: „Dünger.“ Der Irre darauf: „Komisch, ich bevorzuge meine Erdbeeren mit Sahne... aber andererseits, ich bin ja auch verrückt.“

Die Stereotypie ist deutlich: der Verrückte gegen den Gesunden, der nur im Irrenhaus angestellt ist. Das Besondere dieses Witzes ist aber, dass er noch die Stereotypie selbst in die Infragestellung der Ordnung mit einbezieht. Würde der Witz vor dem letzten Satz enden, wäre es ebenfalls ein Witz, wenn auch kein besonders origineller. Das Gesetz, das hier, auf völlig harmlose weil sofort durchschau- und korrigierbare Weise, überschritten wird, wäre dann nur das Verständnis von „etwas auf die Erdbeeren geben“. Der letzte Satz aber kehrt den ganzen Witz um, so dass es sich nicht mehr um ein Missverständnis auf Seiten des Irren handelt, sondern um die Entgegensetzung von Wahnsinn und Gesundheit selbst: Es ist der Irre, der den Anspruch seiner Replik selbst relativiert, indem er auf seinen Wahnsinn verweist. Nun ist aber die Fähigkeit, die Ansprüche und Grenzen der eigenen Position korrekt

4 Helmuth Plessner: Gesammelte Schriften. Band VII. 307.

5 Dem Campusgelände in Würzburg.

beurteilen zu können, wesentlichster Ausdruck von intellektueller Besonnenheit. Man will fast sagen: Wer weiß, dass er verrückt ist, kann nicht verrückt sein. Damit fällt aber die gesamte Anlage des Witzes nachträglich in sich zusammen und hinterlässt einen eigenartigen Schwebezustand, in dem weder wahr noch falsch in letzter Eindeutigkeit identifiziert werden kann. (Daran lässt sich übrigens ablesen, dass Gesetz und Stereotypie im Witz identisch sein können, aber nicht müssen.) Man ist gewissermaßen in der Logik des *Catch 22* gefangen: In dem gleichnamigen Roman von Joseph Heller, einer bitterbösen Kriegssatire, wird die Situation einer amerikanischen Fliegerstaffel auf einer fiktiven Mittelmeerinsel gegen Ende des Zweiten Weltkriegs geschildert. Jeder versucht dort, sich den selbstmörderischen Flugeinsätzen zu entziehen. Die einzige Möglichkeit aber, nicht zum Flug gezwungen zu werden, ist, dass der Militärarzt einen für verrückt erklärt: Wer aber versucht, sich für verrückt erklären zu lassen, muss notwendig vernünftig genug sein, um nicht fliegen zu wollen – also muss er fliegen.

Diese letzten Beispiele sind sicherlich Ausdruck einer vergleichsweise kunstvollen Komik, doch worin genau besteht diese dann? Dieses relativ höhere Niveau besteht darin, dass das implizite Gesetz nicht einfach am Ende des Witzes durch die Pointe rehabilitiert wird, sondern in seiner Fragwürdigkeit überhaupt erst zum Vorschein kommt. Deswegen ist diese Art der Komik auch nicht zwangsläufig auf eine echte Pointe angewiesen: Die Sketche der Monty Python etwa zeichnen sich meist durch eine kontinuierliche Destruktion logischer Verknüpfungsweisen aus, wobei aber die Logik bzw. der Anspruch auf eine gewisse Logik nirgends aufgegeben wird. Die Bezugsrahmen können sich innerhalb ein und desselben Sketches ändern, aber einen Rahmen muss es doch immer geben. Diese Destruktionsarbeit ist der Eindruck des „es wird immer absurder“, der bei Monty Python so häufig entsteht. Dass andererseits eine Logik, *irgendeine*, nötig ist, zeigt sich daran, dass nicht selten am Ende des Sketches die Person, die bisher als Vertreter des gesunden Menschenverstandes erschien, unversehens die Seiten wechselt und die Logik, das „Gesetz“ des „verrückten“ Gegenüber übernimmt, und nicht nur übernimmt, sondern noch virtuoser zu handhaben weiß als dieser.

Der Witz am Witz ist also die Überschreitung eines Gesetzes, wobei dieses Gesetz aber zugleich festgehalten wird. Ohne ein Gesetz kann es keine Überschreitung geben, das bemerkt schon Paulus. Aber Paulus stellt auch fest, dass es sich hier keineswegs nur um eine begriffliche Korrelation handelt, so wie „Berg“ und „Tal“ begrifflich zusammengehören, sondern dass es das Gesetz ist, das seine eigene Übertretung erst herausfordert. Diese kluge Beobachtung sollten wir uns merken, und wir werden darauf zurückkommen müssen. Wo es keinen Widerspruch, keine Inkongruenz, keine Gesetzesverletzung gibt, gibt es auch keine Komik. Aber auch andererseits: Wo das Gesetz vollständig eliminiert ist, wo die Logik nicht nur verdreht, manipuliert, pervertiert, sondern geradezu völlig verabschiedet wird, kann es ebenso wenig Komik geben. Der Joker in der Batman-Mythologie – die tatsächlich

eine Mythologie der Moderne ist – macht beständig Witze, ist aber niemals komisch. Das nicht deswegen, weil seine Witze „unangemessen“ oder „grausam“ wären – manchmal sind die unangemessenen Witze die besten und die grausamsten diejenigen, über die man am lustvollsten lacht. Der Joker ist nicht komisch, weil die Anlage seiner Figur gerade darin besteht, keinerlei Gesetz gelten zu lassen. Der Joker ist der radikalste denkbare Anarchist, weil er nicht einmal an die Anarchie glaubt. Da nun der Joker, als endgültiges Element des Chaos, kein Gesetz kennt, kann er auch keine Witze machen; sie bleiben schale Wortverrückungen. (Schon der Ausdruck „Wortspielerei“ ist unzutreffend, weil er die Trennung in Spiel und Ernst voraussetzt, die der Joker bereits nicht anerkennt.)

Aus dieser Dialektik von Übertretung und Aufrechterhaltung erklärt sich vielleicht auch die charakteristische Reaktion auf das Komische, die in einem sowohl intellektuellen als auch körperlichen Hin und Her besteht. Kants Beschreibungen aus der *Kritik der Urteilskraft* sind hier immer noch bemerkenswert. Ich zitiere eine längere Passage:

Merkwürdig ist: dass in allen solchen Fällen der Spaß immer etwas in sich enthalten muss, welches auf einen Augenblick täuschen kann; daher wenn der Schein in Nichts verschwindet, das Gemüt wieder zurücksieht, um es mit ihm noch einmal zu versuchen, und so durch schnell hintereinanderfolgende Anspannung und Abspannung hin- und zurückschnellt und in Schwankung gesetzt wird: die, weil der Absprung von dem, was gleichsam die Saite anzog, plötzlich (nicht durch ein allmähliches Nachlassen) geschah, eine Gemütsbewegung und mit ihr harmonisierende inwendige körperliche Bewegung verursachen muss, die unwillkürlich fort dauert und Ermüdung, dabei aber auch Aufheiterung (die Wirkungen einer zur Gesundheit reichenden Motion) hervorbringt.

Denn wenn man annimmt, dass mit allen unsern Gedanken zugleich irgendeine Bewegung in den Organen des Körpers harmonisch verbunden sei: so wird man so ziemlich begreifen, wie jener plötzlichen Versetzung des Gemüts bald in einen bald in den andern Standpunkt, um seinen Gegenstand zu betrachten, eine wechselseitige Anspannung und Loslassung der elastischen Teile unserer Eingeweide, die sich dem Zwerchfell mitteilt, korrespondieren könne (gleich derjenigen, welche kitzliche Leute fühlen): wobei die Lunge die Luft mit schnell einander folgenden Absätzen ausstößt und so eine der Gesundheit zuträgliche Bewegung bewirkt, welche allein und nicht das, was im Gemüte vorgeht, die eigentliche Ursache des Vergnügens an einem Gedanken ist, der im Grunde nichts vorstellt.⁶

Man erkennt dieses Hin und Her des Komischen auch in der Neigung der Menschen, die Pointe eines Witzes, den sie eben gehört haben, zu wiederholen: Da die durch Ordnung und Stereotypie aufgebaute Vorgeschichte stabiler ist als die Pointe,

6 Kant: Kritik der Urteilskraft. B 227 f.

die allein das charakteristische Schwingen auslöst, muss nur diese wiederholt werden, um die Schaukel des Lachens von Neuem anzustoßen.

Außerdem klärt sich so eine alte Debatte bzgl. des Witzes und des Humors allgemein. Ist der Witz seiner Natur nach konservativ oder revolutionär, bestärkt er eine gegebene Ordnung oder untergräbt er sie? In Wirklichkeit tritt der Witz sowohl als Zerstörer als auch als Bewahrer auf. Da das Wesen des Witzes in dieser dialektischen Beziehung von Gesetz und Überschreitung besteht, kommt es nur auf die Inszenierung dieser Dialektik an, ob ein Witz in der Pointe mit Kraft, ja: mit Gewalt auf die infragegestellte Ordnung zurück kommt und diese gleichsam zementiert oder ob er diese Ordnung in ihrer Fragwürdigkeit zum Vorschein kommen lässt.

3) DIE TRANSZENDENTALPHILOSOPHISCHE BEDEUTUNG DES WITZES (HERMENEUTIK)

Wenn so die Phänomenologie des Witzes grob umrissen ist, dann bleibt immer noch die Frage, worin denn seine philosophische Bedeutung liegen soll. Der Ort, den das Nachdenken über den Witz als Vermögen, Ähnlichkeiten zu sehen und auszusagen, und über den Witz als *joke*, als besondere, mit diesem Vermögen verbundene Prosaform, in der Philosophie einnimmt, hängt sichtlich davon ab, welche Bedeutung man der Sprache zugesteht. Wo die Sprache mehr oder minder transparenter Ausdruck einer an sich eindeutigen Bedeutung ist, die – sei es im solitären Denken oder in der Objektivität formaler Gesetzmäßigkeiten in Logik, Mathematik und Wissenschaft – aufgefunden werden kann – da ist auch das Metaphorisieren nichts weiter als eine ornamentale und letztlich unscharfe Redeweise, dem sich die Wissenschaft nicht zu widmen braucht; und da ist das Witzereißeln nur Spiel, dem der ganze Ernst des Forschens schroff entgegensteht. Zugleich haben zumal die Schriftsteller längst bemerkt, dass der Humor seinen ganz eigenen Ernst hat, mehr ist als nur Spiel. Das merkt man schon daran, dass es gerade die ernstesten Gegenstände sind, die ihre Travestie geradezu herausfordern. Um es mit den Worten des französischen Komikers Coluche zu sagen: „Wenn man nicht mehr über die ernstesten Sachen lachen darf, worüber soll man dann bitte noch lachen?“

Doch es sind die Entwicklungen der Sprachphilosophie, seit Herder und Humboldt, aber verstärkt seit Anfang des 20. Jhs., die auch dem Witz eine neue, prominente Rolle zuweisen können. Es gibt nicht erst eine Realität, die in ihrer Eindeutigkeit und Härte dem erkennenden Geist gegenübersteht und an die er seine Begriffe anzugleichen sucht, um sie zu erfassen. Die „Realität“ ist immer schon sprachlich vermittelt. Ebenso gibt es nicht schon für sich Gedanken, die dann, mit mehr oder minder großem Erfolg, in Sprache übersetzt werden können. Die Rede von Über-

setzung macht das schon deutlich, denn Übersetzungen gibt es nur *zwischen* zwei Sprachen.

Wozu sich das 20.Jh. mühsam durchzuringen suchte, war eine transzendente Sprachphilosophie, eine Philosophie also, die in der Sprache eine Bedingung der Möglichkeit von Realität ebenso wie ihres Verständnisses zu entdecken und systematisch zu entwickeln berufen wäre. Dass sie dabei bereits einen vollen Erfolg erzielt hätte, scheint mir zweifelhaft.

Man könnte die Problematik mit einer ganzen Reihe von theoretischen Entwürfen illustrieren, denen gemein ist, letztlich eine transzendente Befragung der Sprache zu fordern; so könnte man auf Husserls Noema verweisen, auf die Sprachtheorie Saussures oder auf das Sehen-als bei Wittgenstein. Ich möchte aber lieber versuchen, das Problem auf einem weniger voraussetzungsvollen Weg anzugehen.

Jeder Gegenstand, der uns erscheint, erscheint uns als ein bestimmter. Es ist ja gerade diese Selbstverständlichkeit, die so lange den Blick für das in ihr liegende Problem verstellt hat. Denn der bestimmte Gegenstand fordert so eine Bestimmung und zuvor die Möglichkeit der Bestimmung. Dies beginnt schon auf dem fundamentalsten Niveau der Wahrnehmung, dann nämlich wenn ein sinnlicher Eindruck gegenständlich aufgefasst wird, wenn also etwa aus Farbeindrücken eine Gestalt im Raum konstituiert wird. (Dass es sich hierbei nicht um eine abstrakte Theorie handelt, lässt sich nur negativ ausweisen, z.B. beim Erwachen aus einem tiefen Schlaf oder einer Anästhesie, wo diese Arbeit der Konstitution der Gegenstandswelt aus kaum mehr als diffusen Farbkleckschen kurzzeitig ansichtig wird.) Diese Struktur der Bestimmung des Gegenständlichen findet sich aber auch auf allen höherstufigen Niveaus der Wahrnehmung wie des Denkens. Dabei muss immer die grundlegende Form des Gegenstandes, nämlich *einer* zu sein, vorausgesetzt sein. Faszinierenderweise gilt das selbst noch dort, wo von einem irgendwie umgrenzten Gegenstand keine Rede sein kann; so sprechen wir z.B. durchaus von „dem Wind“, obwohl wir ihn nur von seinem „Handeln“ her kennen, nämlich dem Uns-entgegen-Blasen, dem Streicheln oder dem Wüten. Aber diese „Handlungen“ haben kein Subjekt. Gleichwohl gelingt es uns, sie zu objektivieren, ohne zwangsläufig an einen Wettergott zu glauben, dessen Atemübungen wir zu spüren bekommen.

Der Gedanke, der aber die Prominenz der Sprachphilosophie ganz eigentlich erst begründet, ist die Einsicht darin, dass die Dinge nicht schon mit ihren Bestimmungen auf die Welt kommen. *Wir sind es, in unserem sprachlichen Welthaben, die dieser Welt ihren Sinn, ihre Bedeutung erst geben.* Und das nicht primär in einem existentialistischen Sinn, sondern auf ganz konkrete Weise.

Jede Erkenntnis oder Objektivierung oder Bestimmung – und ich halte diese Begriffe letztlich für synonym – folgt dem Schema der Auffassung. Dieses Schema lässt sich in dem einfachen Satz ausdrücken: etwas als etwas auffassen. Aber das „als“, als das etwas aufgefasst wird, die Auffassungsfunktion, ist selbst kein Teil der gegenständlichen (oder vorgegenständlichen) Gegebenheit, sondern eben die

Funktion, die Gegenständlichkeit erst aus sich entlässt. Aber eben eine Gegenständlichkeit, die immer einen bestimmten Sinn trägt. Diese unlösliche Einheit von Sinn und Gegenständlichkeit ist es, die Husserl mit dem Begriff des Noema zu beschreiben suchte. Allerdings ist diese „sinnvolle Gegenständlichkeit“ eben immer sprachlich vermittelt: Es mag sein, dass die Auffassungsfunktion selbst nicht oder nicht explizit sprachlich ist; was sie aus sich entlässt, ist einer sprachlichen Fassung fähig, weil die Auffassungsfunktion ja gerade eine kategoriale Ordnung begründet, die einen kohärenten Diskurs ermöglicht.

Um dies kurz an einem Beispiel auszuführen: Der Mediziner, der eine Patientin examiniert, sieht und fühlt nicht den gleichen Körper wie der Liebhaber (wobei bei diesem Beschreibungen eigener und recht verwickelter Komplexität gefordert wären). Der Modephotograph, der den Körper in Szene setzt, sieht nicht den gleichen, den die gute Freundin schon von Weitem mit Freude an Haltung und Gang erkennt, oder wie der Sporttrainer, der ihn zu seinen Höchstleistungen führen möchte. Zwar sprechen wir ganz selbstverständlich davon, dass alle den *selben* Körper vor sich haben, da aber eine Gegenständlichkeit nie von ihrem Sinn, in dem und mittels dessen sie erscheint, getrennt werden kann, ist keineswegs klar, was hier dasselbe bleibt. Auch die Rede von unterschiedlichen „Assoziationen“ ist sowohl phänomenologisch zweifelhaft (da von diesen Assoziationen oft nichts reell gegeben ist) als auch und vor allem theoretisch unzureichend, da sie eben den gegenständlichen Kern in naiv-realistischer Weise voraussetzt, der gerade fragwürdig ist.

Wie radikal diese Problematik ist, zeigt sich nicht zuletzt darin, dass auch die Perspektive, die das Ich auf den eigenen Leib einnimmt, dieser Struktur unterworfen bleibt. Das wird z.B. dort besonders deutlich, wo ein Schwerkranker den objektivierenden und messenden Diskurs adaptiert, den die Medizin über seinen Körper führt – so versuchend, die Härte seiner Krankheit zu verstehen und damit abzuschwächen, aber um den Preis, dass er seinen Leib nicht mehr zu leben weiß.

Was hat das alles nun mit dem Witz in seinen vielerlei Bedeutungen zu tun? Zunächst wird klar, dass der Witz, als Vermögen, „Ähnlichkeiten“ zu erkennen, nicht einfach nur eine poetische Dreingabe zur Welt ist. Wenn es stimmt, dass unsere Welt transzendental sprachlich vermittelt ist, und wenn diese Vermittlung sich notwendig auf gewisse Begriffsarchitekturen stützen muss, die einerseits kohärente Diskurse ermöglichen, andererseits aber auch bestimmte Möglichkeiten als unsinnig oder „nur metaphorisch“ ausschließen – dann wird klar, dass der Witz das Unterlaufen dieser kategorialen Ordnungen und Grenzen selbst ist. Andererseits hatten wir beim Witz als *joke* gesehen, dass das Komische nur dort entstehen kann, wo die subvertierten Grenzen zugleich aufrechterhalten werden. Und gleiches gilt auch hier: Eine völlige Regellosigkeit führt zu nichts anderem als zu Unverständlichem und letztlich Unverstandenen. In der Geschichte des Begriffs des Witzes drückt sich diese Dialektik darin aus, dass dem Witz ein weiteres, gewissermaßen regulierendes Vermögen an die Seite gestellt ist. *Es gibt nämlich keinen Witz ohne Scharf-*

sinn. Sowohl bei Kant als auch bei Jean Paul ist diese Einsicht deutlich ausgesprochen. Wenn der Witz das Vermögen ist, Ähnlichkeiten zu sehen und im sprachlichen Ausdruck festzuschreiben, dann ist der Scharfsinn das Vermögen, die Differenz im Ähnlichen zu sehen, die Spezies des gemeinsamen Genus voneinander zu scheiden. Wo nur der Witz regierte, dort regierte in Wirklichkeit der Irrwitz. Wer nur dem Scharfsinn folgt, dem löst sich das Denken in eine durch nichts verbundene Unzahl von Unterschieden auf, der könnte schließlich nur noch Sätze über individuelle Sachverhalte formulieren, und vielleicht nicht einmal mehr das.

Das Entscheidende ist aber, dass der Witz, als Vermögen der Ähnlichkeiten, nicht in sich oder im Spiel der Sprache beschlossen bleibt: Wo Realität nur als sprachlich vermittelte denkbar ist, da zeigt der Witz tatsächlich Neues auf, er macht eine neue Sichtweise auf die Welt möglich, ja, er macht Neues sichtbar. Der Witz lehrt, die allzu vertraute Welt neu wahrzunehmen und dieses Vertrauen somit zu erschüttern. Auch darauf hatte Kant bereits in dem oben angeführten Zitat hingewiesen, spricht er doch dort von einer „plötzlichen Versetzung des Gemüts bald in einen bald in den andern Standpunkt, um seinen Gegenstand zu betrachten“.

Ich habe daher ganz bewusst den Begriff der Ähnlichkeit beibehalten. In neueren Würdigungen des Witzes als Erkenntnisvermögen wird auf diesen Begriff gerne verzichtet, weil er das Anwendungsgebiet scheinbar zu sehr verengt. Wenn etwa ein Wissenschaftlicher Erkenntnis von einem Gebiet auf ein anderes überträgt und so zu überraschenden Einsichten kommt – wenn Archimedes die Verdrängung von Wasser mit der Dichte von Körpern in Verbindung bringt, wenn Pascal die Luftsäule als Flüssigkeit auffasst oder wenn Darwin den bereits vor ihm kursierenden Gedanken der Evolution mit Erkenntnissen der Demographie verknüpft – kann man dann davon sprechen, dass hier „Ähnlichkeiten“ aufgedeckt werden? Sind es Ähnlichkeiten, die Husserl mit seinem universalen Korrelationsapriori oder Platon mit seiner Ideenlehre einführt? Die Antwort lautet Ja. Aber der Witz an der Ähnlichkeit ist, dass wir noch gar nicht wissen, was Ähnlichkeit bedeutet. Das Phänomen der Ähnlichkeit, das lange Zeit als Erklärungsgrund für „Assoziation“ und alle möglichen Verknüpfungen erhalten musste, ist selbst zutiefst klärungsbedürftig. Die Ähnlichkeit ist genau deswegen so rätselhaft, weil sie eben nicht in der Welt herumliegt, nicht einmal als ein objektives Verhältnis zwischen Dingen. Da die Ähnlichkeit selbst eine kategoriale Ordnung, eine Auffassungsfunktion erfordert, um erst wirksam und „real“ zu werden, fällt ihr Ursprung mit dem der Gegenständlichkeit überhaupt zusammen.

Der russische Dichter Ossip Mandelstam findet dafür, sich auf Dante beziehend, einen erstaunlichen Ausdruck: „Ich vergleiche, also bin ich, hätte Dante sagen können. Er war der Descartes der Metapher. Denn für unser Bewusstsein (und wo ein

anderes hernehmen?) offenbart sich die Materie nur über die Metapher, es gibt kein Sein außerhalb des Vergleichs, denn das Sein selber ist ein Vergleich.“⁷

So kann man also zusammenfassend sagen, dass die Äquivokation, die Vieldeutigkeit tief in die Sprache und damit in die Welt eingeschrieben ist, ohne dass damit der *Anspruch* auf Eindeutigkeit aufgegeben werden muss. *Der Witz am Witz in hermeneutischer Hinsicht ist dann wohl, dass nichts einfach nur das ist, was es ist.* Was etwas ist, muss der Witz erst herausfinden. Konkret ist uns diese Leistung des Witzes durch die bekannte Erfahrung vertraut, dass man ein Gefühl oder einen Sachverhalt auszudrücken sucht und einfach nicht den richtigen Ausdruck findet. Wir können dann wohl sagen, welche Ausdrücke *nicht* treffend sind, ohne vielleicht immer sagen zu können, nach welchem Kriterium dieser Ausschluss geschieht. (Wohlgemerkt, es geht nicht um das Problem der *Worterinnerung*.) Wenn schließlich der rechte Ausdruck gefunden wird – sei es ein neuer oder ein altbekannter, aber in neuer Weise verwendeter –, dann ist genau das eben eine Funktion des Witzes als Bestimmung dessen, was ist, in seinem So-Sein durch den Vergleich.

Aber nach diesem Exkurs in die Sprachphilosophie – der freilich mehr Programm als Resümee war – ist wohl endgültig klar, dass ich meinerseits ganz unwissenschaftlich der Äquivokation des Wortes Witz aufgesessen bin. Was hat das alles noch mit dem Witz als *joke* und allgemein mit den Phänomenen des Komischen zu tun? Offenbar gar nichts mehr.

Im letzten Teil will ich also versuchen, die entwickelten Gedanken zusammen zu führen, und dies unter dem Titel der Kantischen Kennzeichnung dessen, was Lachen hervorruft: „*Das Lachen ist ein Affekt aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in nichts.*“⁸

4) DIE VERWANDLUNG EINER GESPANNTEN ERWARTUNG IN NICHTS (ENGFÜHRUNG)

Nun ist aber auch der Witz ein Phänomen, das zusammen mit dem Humor, dem Lächerlichen, der Ironie in den Kreis des Komischen gehört, der durch sein äußeres Kennzeichen eingegrenzt wird, nämlich das Lachen. Das allerdings führt in unabsehbare Abgründe des Forschens, und das in vielerlei Hinsicht. Zum Einen ist zwar der Bereich des Komischen durch das Lachen grob umgrenzt, aber weder gibt es eine Übereinstimmung in Bezug auf das, was komisch sein soll, was also tatsächlich zum Lachen reizt oder auch nur reizen darf, noch auch gibt es *ein* Lachen. Das La-

7 Zitiert nach Durs Grünbein: Der cartesische Taucher. 21.

8 Kant: Kritik der Urteilskraft. B 225.

chen geht vom leisen Spiel eines nur angedeuteten Lächelns bis zur geradezu explosiven motorischen Entladung eines lauten, ehrliches Lachens und Schenkelklopfens. Aber auch was der Gegenstand des Lachens ist, scheint völlig unklar, und diese Orientierungslosigkeit wird durch die Vielzahl, ja Unzahl der Theorien darüber nur bestätigt. Sicher: diese Theorien lassen sich in einige Übergruppen einteilen, aber man begegnet auf jedem Niveau einem Rest. So kann man z.B. zwischen der Superioritätstheorie und der Inkongruenztheorie unterscheiden und ihre verschiedenen Unterformen diskutieren. Aber erstens treffen all diese Theorien einen Teil dessen, worum es geht, sonst würden sie wohl auch nicht immer wieder Anhänger finden. So scheint die Inkongruenzthese eher der logischen Struktur gewidmet zu sein, während die Superioritätstheorie zwar sicher unrichtig ist, wenn sie jedes Lachen auf ein Auslachen reduziert, aber einen wichtigen Punkt trifft, dass nämlich Humor immer eine Reflexions- und Distanzierungsleistung darstellt. Von *einer* Theorie des Komischen sind wir dabei aber weit entfernt. Das liegt zweitens auch daran, dass in all diese Entwürfe immer wieder – und das notwendig – metaphysische Interpretationen einfließen: Das Lachen soll aus der erkannten oder erfahrenen Konfrontation von Unendlichem und Endlichem entstehen (Jean Paul), aus der Freude über den Sieg der Anschauung über die Anmaßungen der Vernunft (Schopenhauer), aus der Entlarvung mechanischer Verkrustungen des Lebens (Bergson), aus der Ersparnis eines Energieaufwands (Freud). Welche Theorie stimmt denn jetzt? Der Versuch, sie zu synthetisieren, muss ganz unzweifelhaft entweder auf eine banale Theorie des kleinsten gemeinsamen Nenners hinauslaufen – denn kleinste gemeinsame Nenner sind immer banal – oder in einen Synkretismus, der mehr an die Casinoarchitektur von Las Vegas als an eine theoretische Anstrengung erinnerte. Das Problem ist drittens und vor allem, dass alle Theorien zutreffend sind für eine gewisse Zahl von Fällen des Komischen, niemals aber für alle. Da es aber nichts bringt, das Lachen normieren zu wollen, da das Lachen sich ja gerade dadurch auszeichnet, dass es die Norm subvertiert, bringt es auch nichts, auf der Wahrheit der Theorie gegen das Lachen beharren zu wollen: man würde sich nur lächerlich machen. Daher hat Jean Paul wohl leider recht, wenn er schreibt:

Das Lächerliche [und Jean Paul meint damit alles, was Lachen erregt] wollte von jeher nicht in die Definitionen der Philosophen gehen – ausgenommen unwillkürlich –, bloß weil die Empfindung desselben so viele Gestalten annimmt, als es Ungestalten gibt; unter allen Empfindungen hat sie allein einen unerschöpflichen Stoff, die Anzahl der krummen Linien.⁹

Keine unserer Theorien kann also alles erklären, worüber man so lacht. Noch mehr: In allerletzter Konsequenz kann keine Theorie erklären, warum überhaupt gelacht wird! Das Lachen selbst ist und bleibt ein absolutes Rätsel. Wieso reagiert man auf

9 Jean Paul: Vorschule der Ästhetik. 102.

eine gewisse Situation, etwa eine unsinnige Bemerkung anstatt mit der kühlen Analyse des Fehlschlusses mit dieser so vollkommen unintellektuellen Leistung, jenem wilden, atemlosen Hecheln und Schnauben und Brüllen, das zu allem Überdruß noch eine ganz eigenständige Form der Lust hervorruft? Auf diese Frage hat noch kein Philosoph, Psychologe oder Physiologe eine zureichende Antwort gefunden; auch Kants oben zustimmend zitierte Beschreibung des Mechanismus' des Lachens zwischen Intellekt und Körper bleibt *diese* Antwort letztlich schuldig.

Vielleicht aber ist es ja genau dieser Rest, der das Komische ausmacht. Vielleicht ist ja das Komische überhaupt nichts anderes als das Faktum, dass sich immer etwas dem Zugriff des Geistes erfolgreich zu entziehen vermag. Diese Annahme ist auch schon deswegen sinnvoll, weil wir ja gesehen haben, dass der Witz etwas auslassen muss. Und das, was er auslässt, ist eben die Ordnung, das Gesetz, die Regel, gegen die er verstößt. Das Komische in all seinen Formen, ganz ebenso wie die Funktion des Witzes allgemein, ist wie die Erinnerung daran, dass unsere Begriffe, mit denen wir so erfolgreich die Welt ordnen, nur *unsere Begriffe* sind, dass sie nicht von der Natur mitgegeben sind, sondern unsere Schöpfungen. Freilich: Ohne diese Schöpfungen gibt es keine Welt, denn Welt und ihr Sinn sind uns immer im Begrifflichen vermittelt, wobei beides selbstverständlich nicht zu trennen ist. Als Menschen sind wir Wesen der Sprache. Aber wir sind eben auch Wesen einer bestimmten Sprache, die wir teils erlernen, teils miterfinden. Und mehr noch: wir bewegen uns doch immer in verschiedenen Sprachen gleichzeitig, in der Muttersprache, in der Fachsprache, in der Umgangssprache inklusive Insiderwitzen mit Freunden, in der formalen Sprache einer Wissenschaft, in Fremdsprachen etc. Doch anstatt zu erkennen, dass bereits diese Vielzahl der Sprachen auf die Vielzahl möglicher Weltauslegungen – wohlgermerkt in einem streng transzendentalphilosophischen und sprachphilosophischen Sinn – hinweist, versuchen wir beständig, eine dieser Sprachen zu verabsolutieren. Wir wollen *eine* Theorie der Welt, und wirklich *nur* eine. Doch so wie die Theorien des Komischen immer einen Rest haben, ein Nichts, das sie nicht erklären können, weil es ihnen zufolge gar nicht vorkommt, so lassen auch ganz allgemein unsere Sprachen, unsere gewohnten und selbst im Laufe der individuellen wie kollektiven Erkenntnis modifizierten semantischen Gefüge immer einen Rest dessen, was es eigentlich nicht gibt. Das lässt sich daran ablesen, dass jede Wissenschaft, jede Philosophie und noch jede alltägliche Weltauslegung diesseits der philosophischen Reflexion gewisse Phänomene *nicht kennt*. Es ist das, was man mit „Quatsch“, „Unsinn“ oder einfach nur mit Missachtung bedenkt. Kants These, wonach das Lachen die Verwandlung einer gespannten Erwartung in Nichts ist, ist also im Wortsinne wahr: Das Komische stützt sich auf dieses Nichts, das es nicht gibt, weil es es nicht geben darf. Wenn jede Theorie des Komischen notwendig seine Metaphysik mit sich führt, dann scheint Kant tatsächlich die einzige Ausnahme zu bilden. Das Komische macht der Systematik des Denkens nicht einen Strich durch

die Rechnung, es ist vielmehr jener kleine Betrag, der zu viel oder zu wenig in der Kasse ist und wegen dem die Rechnung immer wieder von Neuem begonnen werden muss, weil er einfach nirgends belegt ist: Es ist zum Mäusemelken!

Der Witz ist so der Ausdruck der Rebellion der „Realität“ gegen die Theorie. Aber diese Realität ist selbst nirgends gegeben, nicht einmal in einer reduzierten Anschauung, denn die vollkommen reduzierte Anschauung ist zugleich die begriffslose, die nach Kant eine blinde Anschauung ist. Daher ist das Bild der Rebellion auch etwas zu pathetisch: Es handelt sich eher um eine Art passiven Widerstand. Dieser Widerstand kann verschiedene Formen annehmen: Das bekannte Gefühl, den rechten Ausdruck für eine Sache überhaupt erst erfinden zu müssen, wurde schon erwähnt. Doch dieses Gefühl hat auch der Forscher, der sich einem scheinbar unlösbaren Problem gegenüber sieht, der sich damit auseinandersetzen muss, dass die „Realität“ die Frechheit besitzt, sich nicht seiner Theorie zu unterwerfen. Die Notwendigkeit, die Fragen neu zu stellen, kann auch aus einem gewissen Unbehagen erwachsen angesichts der Tatsache, dass das herrschende Paradigma Probleme als irrelevant verwirft, von deren zumindest intuitiver Relevanz man zugleich überzeugt sein muss. So fordert also eine „Realität“ die Revision und Kritik der vorgegebenen kategorialen Ordnungen. Aber weil es diese „Realität“ eben „nicht gibt“, in dem Sinn, dass sie nur Gegenstand einer Reflexion und Thematisierung werden kann, wenn sie doch wieder in eine kategoriale Ordnung eingefügt ist – eine Ordnung, die die „Realität“ in wieder anderer Weise verfehlen muss –, weil die „Realität“ also ein wesentlich negativer Begriff ist, von dem nur indirekt gesprochen werden kann, hat der Witz gar keine andere Wahl, als implizit zu sein. Der Witz muss implizit sein, weil es keine Möglichkeit gibt, direkt auf die „Realität“ Bezug zu nehmen, d.h. diesseits aller kategorialen Vermittlung.

Im Übrigen gibt es aber auch eine Form des Protests gegen die Ordnungen, der scheinbar überhaupt nicht von der „Realität“ bestimmt ist, sondern aus einem reinen Widerspruchgeist zu folgen scheint: Es gibt eine geradezu archaische Lust am Unfug, am Absurden, am Dada, am Überschreiten der Grenzen des phonetisch, grammatikalisch, semantisch, logisch Zulässigen. Nicht nur die empfundene Diskrepanz zwischen den Ordnungen und einer immer anonym bleibenden Realität kann die Überschreitung der Grenzen der Ordnungen motivieren: Diese Grenzen selbst fordern ihre lustvolle Überschreitung heraus! Auf diese tiefe Einsicht, die Paulus in Bezug auf Gesetz und Sünde im *Römerbrief* formuliert, wurde bereits hingewiesen. Diesseits aller Überlegung und Erkenntnisabsicht, werden jene Ordnungen, die uns erst einen sinnvollen, d.h. regelhaften und zuverlässigen Umgang mit der Welt ermöglichen, offenbar zugleich immer auch als Beschränkung und Beengung empfunden; daher der intuitive Impuls, das Joch des Sinnvollen, ja den Imperativ der Sinnhaftigkeit überhaupt abzuwerfen. Dies sieht man bereits beim kleinen Kind, das das von den Eltern dargebotene Sprachmaterial zwar annimmt, aber zugleich aufspaltet, rekombiniert, durchwalkt, knetet, dehnt, jongliert und neu zusammensetzt.

Aber auch beim Erwachsenen kennen wir diese kindische Neigung zu dem, was wir dann „Blödeln“ nennen. Und wieder zeigt die Einreihung in eine kategoriale Ordnung – die Qualifikation als „kindisch“ und als „Blödeln“ –, wie eine Realität – in diesem Fall eine tatsächlich beunruhigende anarchische Neigung – einfach für irrelevant und damit letztlich für inexistent erklärt wird.

Aber noch mehr: Der Witz setzt nicht nur eine verschwiegene Regel, eine Ordnung voraus, die er unterläuft, ohne sie wirklich umzustürzen. Er ist auch wie gesehen zwangsläufig auf eine gewisse sinnliche Konkretion angewiesen, deren letzte verzweifelte Form dort erreicht wird, wo z.B. über hohles Wortgeklingel besonders tiefsinniger Philosophen nur noch gelacht werden kann, da ihre Begriffe sich allen Sinnes entkleiden und in ihrer phonetischen Nacktheit auftreten, ganz so wie der Kaiser in seinen neuen Kleidern. Auch hatten wir gesehen, wie schon das Wort „Witz“ eine Etymologie aufweist, die auf die Einheit von Sinnlichkeit – konkret dem Sehsinn – und Geistigkeit verweist. Und hier haben wir genau den Punkt wieder: Der irreduzible Rest, oder einer jener Reste, der Theorie des Witzes ist die Tatsache, dass wir lachen, dass sich eine radikal intellektuelle Handlung plötzlich und tatsächlich ohne jeden Übergang in ein Durchgeschütteltwerden des ganzen Leibes umstürzt. Der Witz, ebenso wie das Komische, scheinen privilegierte Punkte zu sein, in denen sich Körper und Geist nicht nur berühren, sondern echte Einheit aufweisen – und es ist doch eben diese Einheit, die in einem nachcartesischen Zeitalter zu den größten aller Rätsel gehört. Sicherlich ist es kein Zufall, dass Kant in dem oben angeführten § 54 der *Kritik der Urteilskraft* ausgerechnet bei der Untersuchung des Komischen seine strenge Transzendentalphilosophie für einen Augenblick aufgibt und stattdessen physiologische Vorkommnisse beschreibt. Allerdings, dies sei mehr am Rande bemerkt, ist das Erstaunliche, das vielleicht Naive, aber vielleicht auch Zukunftsträchtige dieser Beschreibung, dass sie dem Körper selbst die semantische Struktur einschreibt, die eigentlich den Geist im Lachen kennzeichnet, nämlich das Hin und Her.

Und warum lachen wir über Witze, nicht aber über den Witz des Erfinders, Künstlers, Philosophen, Wissenschaftlers, Poeten? Oder tun wir nicht doch auch letzteres? Erhält sich nicht eine letzte Kontinuität zwischen den beiden „Witzen“ in jenem Erstaunen und konsternierten Lächeln, mit dem wir zuallererst, noch vor aller Reflexion, den Geniestreich – egal, wo er uns begegnet – willkommen heißen? Aber worin genau liegt dann der Unterschied zwischen dem Komischen und dem Genialen? Manchmal fällt die Anstrengung des Komischen eben tatsächlich in nichts zurück, ohne dass hiervon ein Rest zurückbliebe. Ein Fehler wird eindeutig erkannt und als solcher identifiziert. Manch anderes Mal aber bleibt das Ganze in der Schwebel (der Witz vom Irren und den Erdbeeren). Wieder in anderen Fällen kann auch indirekt Partei ergriffen werden (etwa im politischen Witz). Oder der Witz formuliert eine Idee, die zwar unsinnig ist nach herrschender Logik, die aber

eine Souveränität erweist, die diese Herrschaft einer gegebenen Logik in Frage zieht. Hier vor allem liegt die Berührung zur Sprachproblematik einerseits – denn eine herrschende Logik ist niemals eine formale, sondern eine semantische: schon die Identifizierung von Logik mit formaler Logik ist eine semantische Setzung – und der Kreativitätsfrage andererseits.

Der Unterschied zwischen dem Witz des Witzboldes und des Literaten einerseits und dem des Philosophen und Wissenschaftlers andererseits besteht aber hauptsächlich darin, dass jene sich mit der zeitweiligen oder vorläufigen Subversion der Ordnung begnügen, eventuell noch die Tätigkeit dieser Subversion selbst oder ihre notwendige Vorläufigkeit mitbedenkend, diese aber bemüht sind, an die Stelle der alten Ordnung eine neue zu setzen, die eher fähig ist, jene Reste zu integrieren, die von der gegebenen Ordnung des Denkens übrig gelassen wurden. So gehen Philosophie und Wissenschaft letztlich immer über den Witz hinaus und sind, in diesem Sinne, immer dogmatisch; der Humor und die Kunst aber bleiben spielerisch. Wenn man nun fragt, wer denn hier Recht hätte, ob es nicht würdevoller sei, die Aufgabe der Erkenntnis ernsthaft zu betreiben, allen Enttäuschungen und Vorläufigkeiten trotzend, oder ob es andererseits vielleicht ehrlicher sei, zu kapitulieren und, wie Nietzsche es fordert, einer ästhetischen Weltsicht Platz zu machen – so ist nur wieder an das dem Witz inhärente Oszillieren zwischen Gesetz und Subversion zu erinnern: Wenn es stimmt, dass Witz das Wesen und das Leben der Erkenntnis selbst ist und wenn in ihm notwendig Ordnung vorausgesetzt ist, die dann, wie im Spiel, untergraben wird, dann lassen sich diese beiden Elemente – das dogmatische und das spielerische – eben nicht trennen. Das Denken selbst kann nichts anderes sein als die Dialektik von Affirmation und Infragestellung, die sich noch in der plattesten Zote findet und die, am anderen Ende der Skala, der Motor der höchsten Geisteserzeugnisse ist. Ernst und Spiel brauchen sich nicht nur begrifflich, sie fordern sich nicht nur dialektisch, sondern sie finden sich auch beide und beide zugleich beim Possenreißer und beim Forscher. Der Witzbold braucht den Ernst, denn er muss ihn simulieren, um Lachen erzeugen zu können. Je trockener und seriöser ein Witz vorgetragen wird, desto wirkungsvoller wird er sein. Und je freier ein Forscher es sich erlaubt, mit möglichen Lösungen auf ein gegebenes Problem zu spielen, desto wahrscheinlicher wird er die rechte auch treffen. Erkenntnis geschieht schließlich weder als quasi-technische Ableitung von Wahrheiten aus anderen, noch aus dem genialischen Erfassen des Wahren aus einer souveränen Überlegung heraus, sondern ist ein Widerspiel von Nachdenken, Problematisieren, Ausholen zur Lösung und Frustration, das nur gelegentlich von einem großen Erfolg gekrönt wird, der dann *wie aus Nichts* entstanden zu sein scheint.

Wenn das alles stimmt, dann habe ich mich in eine wenig vorteilhafte Lage manövriert, denn alle Auskunft über die Begrenztheit von Theorie im Allgemeinen und Besonderen muss doch letztlich auf denjenigen zurückfallen, der so abgeklärt ande-

re aufzuklären gedenkt. Wodurch zeichnet sich die hier vorgetragene Theorie des Komischen einerseits und des Witzes andererseits aus? Ist es nur eine weitere, um die Handbücher zu füllen? Schlimmer: Ist sie vielleicht so etwas wie – theoretischer Supergau – der „kleinste gemeinsame Nenner“ der bisherigen? Wo ist ihr Rest?

Zunächst ist das hier Vorgetragene selbstverständlich eine weitere Theorie, wobei ich mich bemüht habe, den Anteil der Metaphysik so gering wie möglich zu halten – wohl wissend, dass es keine Philosophie ohne Metaphysik gibt. Dann ist sie aber auch eine Form von Metatheorie des Komischen und des Witzes, in dem Sinne, dass sie versucht, die Möglichkeit, die Grenzen und das Scheitern anderer Theorien zugleich mitzuerklären. Und was ist ihr Rest? Das wird mir schon noch früh genug um die Ohren gehauen werden. Aber sicher ist, dass einer der blinden Punkte ist und bleibt die schlichte Tatsache des Lachens selbst, auch wenn mir scheint, dass die Verknüpfung von Sinnlichkeit und Intellekt, die sowohl in der Etymologie als auch in der Praxis des Witzes selbst liegt, immerhin das Fragen in gewisse Richtungen weisen kann.

Aber um endlich zum Ende zu kommen: was ist denn nun der Witz am Witz? Ich hatte begonnen mit der Behauptung, dass der Witz des Witzes darin bestünde, dass man die Pointe nicht vorwegnehmen darf. Nun hat sich aber eine ganz andere Antwort ergeben. Denn der Witz hat sich als das erwiesen, was man nicht erklären kann. Wenn ich in einem Witz die ausgelassene Voraussetzung explizit und den Widerspruch ansichtig mache, dann hört jeder Witz auf komisch zu sein; daher auch die chronische Unlustigkeit aller Dissertationen über den Witz, vor der ich eingangs gewarnt hatte. Das gleiche gilt aber auch für die gewitzten Erzeugnisse der Literatur: Eine Metapher etwa bezieht ihre Kraft gerade aus der Unvermitteltheit, mit der Inkommensurables aufeinander trifft und neuen Sinn erzeugt. Es gilt aber auch für die kreativen Schöpfungen in der Philosophie und der Wissenschaft: Überall, wo ein neuer Gedanke, meist in Gestalt eines neuen Begriffs Raum greift – oder, was das gleiche ist, in Gestalt eines alten Begriffs, der sich an eine neue Stelle setzt und diese damit zu einer neuralgischen erst macht –, lassen sich zwar die historischen Positionen herbeten, die dem vorhergegangen sind, die Probleme benennen, es lassen sich sogar nachträglich die Schritte nachvollziehen, auf denen ein Wissenschaftler zu seiner bahnbrechenden Einsicht gelangt ist. Gleichwohl führt diese neue Einsicht auch eine neue *Ansicht* ein, die sich in keiner Weise auf die vorangegangenen reduzieren lässt.

Aber statt eines Witzes am Witz haben wir nun vier! Der Witz am Witz besteht darin, dass man seine Pointe nicht vorher verrät. Er besteht auch darin, dass er eine gegebene kategoriale Ordnung unterläuft und doch aufrechterhält. Außerdem soll der Witz ganz unbescheiden, das, was ist, erst zu dem machen, was es ist. Und schließlich soll der Witz am Witz darin bestehen, dass er nicht erklärbar ist, ohne

aufzuhören, das zu sein, was er ist. Immerhin kann man mir nicht mehr vorwerfen, dass ich die Pointe vorweg verraten habe!

Vor allem aber erweisen sich diese vier Behaupten als streng korrelativ. Sie betrachten den Witz nur aus verschiedenen Perspektiven. Nach allem, was wir über den Witz gehört haben, kann das vielleicht auch nicht anders sein. Allerdings artikulieren alle diese Kennzeichnungen, was den Witz des Witzes ausmacht: In dem Moment, wo er erklärt oder aus seiner notwendig einsinnigen Entwicklung herausgelöst ist, hört er auf zu sein, was er ist. Der erklärte Witz ist nicht mehr witzig, die verknöcherte und selbstverständlich gewordene Erkenntnis keine Erkenntnis mehr.

Vielleicht war also auch dieser ganze Vortrag nur ein großer, wenn auch nicht sehr komischer Witz. Denn noch einmal trifft Kants Formulierung zu, diesmal aber für das genaue Gegenteil: Denn wer es unternimmt, den Witz am Witz zu erklären, erfährt die Verwandlung einer gespannten Erwartung in ein Nichts.

Abbildung 2: Schema der Funktionsweise des Humors



NUR WENIGE WISSEN, DASS DER ERFINDER DES
SCHNURLOSEN TELEFONS SELBSTMORD BEGING.

Quelle: Martin Perscheid